**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 16 (1926)

**Heft:** 3

**Artikel:** Lebensdrang [Fortsetzung]

**Autor:** Ilg, Paul

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-634022

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 31.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 3
XVI. Jahrgang
1926

Bern
16. Januar
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

## Winterbild.

Von Karl Stamm. †

Vom Winterschweigen übermannt
Liegt rings das Land im Schlaf gebannt.
Ein Bächlein nur, als wie ein Kind
Im Glücke für Gefahren blind,
Von seinem eignen Sang betört,
Von niemand als sich selbst gehört,
Die altgewohnten Gleise fließt,
In tiefe Mulden sich ergießt.
Und plätschert hin und achtet's kaum
Wie glasiges Eis an seinem Saum
Sich kühl in seine Tropfen drängt,
Als wie mit Armen es umfängt
Und dicht in seine Schleier hüllt,
Mit seinem Tod es ganz erfüllt.
Doch wie im Traume klingt sein Wort
Noch unterm Eise singt es fort.
Das aber folgt ihm auf den Grund,
Verhält ihm trotzig-hart den Mund:
Ob es nun endlich schlafen will? —
Nun schläft es tief. Nun ist es still.

## Lebensdrang.

3 Roman von Paul Ilg. (Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

### Zweites Kapitel.

In der obersten Galerie einer Mietskaserne im Industriequartier saß Fräulein Marie Link, die Stickerin, ein ewig geschäftiges, schmächtiges Mütterchen, das verkörperte Sinnbild irdischen Fleißes. Wenn sie ab und zu aufsah von der Arbeit und ihre Hände ruhen ließ — müde, ausgemergelte Hände, die einem gefühllosen Mechanismus anzugehören schienen und Mitleid erregten, so blickte sie gespannt durchs offene Fenster hinab auf den mittäglichen Menschenstrudel und suchte darin die Gestalt ihres Sohnes.

Da trat unvermutet der Prediger einer Pietistengemeinde in das kleine, mit allerlei christlichen Wandbildern geschmückte Stübchen: ein hagerer, ergrauter Mann von vorsichtigem, betulichem Wesen, peinlich sauber in der Einfachheit seiner Kleidung, als deren Besonderheiten hervorstachen: ein breitkrempiger Filz, ein großes wollenes Halstuch und Stiefel mit hohen Absätzen. Diese verursachten denn auch beim Gehen ein lustiges Gepolter, wodurch sein sonstiges ernstes Sichgeben einen komischen Anstrich erhielt.

„Grüß dich Gott, in deinem Allerweltsfleiß, Schwester Marie! Ja ja, ich sehe schon, dich plagt auch nur eins: daß die Zeit nicht stillsteht. Hab' ich recht?"

Damit stellte er seinen „paritätischen" Schirm in eine Ecke, um der Schwester im Herrn beide Hände zum Gruß reichen zu können.

Frau Link — wie alle sie achtungsvoll nannten — warf den Stickkupon beiseite und ging ihm entgegen. Dabei versuchte sie unbefangen aufzuschauen. Statt dessen schämte sie sich des ärmlichen Flickwerks ihrer Kleider. Behend band sie eine Schürze um.

„Ich hab' dich nicht erwartet, — nicht heut schon. Drum seh' ich so zuwider aus."

„Wirklich, grad' so, als könnte kein Frühling und kein Glück mehr Farbe in dein Gesicht bringen!" entgegnete er teilnehmend und bedauernd und blickte in ihre verkümmerten Züge — das häßliche Ergebnis einer anstrengenden Beugearbeit.

Der Prediger zerstreute ihre Verlegenheit mit liebevollen Worten. Dann sagte er nachdrücklich und mit vorbereitender Ueberlegung: „So könnten wir denn die Sache besprechen, wenn — das heißt, ist dein Sohn da? Mit dem muß ich unter allen Umständen reden. Unter allen Umständen, verstehst du?"

„Willst du nicht Platz nehmen, es sind ja so viele Treppen hinauf?" fragte sie bedrückt, indem sie da und dort eilig noch irgend etwas in Ordnung brachte.

„Es scheint mir, er hat nichts erreicht", mußte sie denken.

Gerhard, der Prediger, setzte sich und lockerte das dicke Halstuch.

„Schau, Schwester Marie, auch mit dir muß ich ein ernstes Wort reden. Du brauchst nicht zu erschrecken. Bewahre! Der gütige Geber hat sich gefunden. Dagegen hab' ich dem Spender eure Verhältnisse klipp und klar auseinandersetzen müssen. Tjaja... hmhm... gewundert hat er sich auch, das darf ich dir nicht verschweigen."

Ein leiser Vorwurf schimmerte durch seine Worte; sie rührten an das jahrealte Elend in ihrer Seele.

„Wo ist also dein Sohn?" fragte er milder, um der Bedrückten zuerst über die innere Not hinwegzuhelfen. Es war wohl noch etwas in ihr von jenem unchristlichen Bettlerstolz, dem die Gabe bedingungslos gereicht werden soll? Oh, er kannte das!

„Wenn du warten kannst, — er muß bald kommen", erwiderte sie mit gelindem Schrecken. Eine Sekunde vorher hatte sie dem Bruder Gerhard danken wollen für seinen guten Bericht. Das vergaß sie jetzt im Nachdenken über das voraussichtliche Zusammentreffen Martins mit dem Prediger. Sie fürchtete jetzt nichts so sehr wie den heftigen Widerwillen ihres Sohnes gegen jeden Träger einer religiösen Gesinnung. Am Ende weigerte er sich, die so gebotene Hilfe anzunehmen.

„Nun ja", begann er wieder, „was meinst du aber dazu, wenn ich dazwischen dir eine Predigt halte? Eine mit besonderem Text? Es... es... es scheint mir nämlich sehr, sehr vonnöten." Er strich mit einer braungefleckten, ungelenken Hand, die den ehemaligen Handwerker verriet, glättend über die Tischdecke.

Sie machte große Augen, als müßte er von einer falschen Meinung geleitet sein.

„Ja ja, Schwester Marie, ich sage dir, mir ist alles klar. Du, du bist hauptsächlich schuld daran, daß es um euch nicht besser steht."

Frau Link griff mächtig erschrocken nach ihrem Arbeitszeug und entgegnete dann verletzt, erbittert: „Was mich betrifft, — ich weiß nur so viel, ich hab' seit zwanzig Jahren zusammengeschafft, was nur menschenmöglich war. Ich hab' — Gott behüte! — gespart, gehungert wie keine. Mehr kann auch der Himmel nicht verlangen."

Von der hohen Erregung, in die sie sich hineinwühlte, zeugten die Hast, das Zittern ihrer beflissenen Hände, die zuckenden Mundwinkel. Aber auch des Predigers Antlitz überzog ein lebhaftes Rot. Er kannte ihre leidenschaftliche Art, die starre Ueberzeugung von der Gottgefälligkeit ihres Tuns und Lassens. Jetzt versetzte er mit gehobener Stimme, beinahe entrüstet:: „So, meinst du? Dann bist du aber ganz gewaltig im Irrtum. Davon wollte ich gerade reden. Jawohl, du hast deine Mutterschaft teuer bezahlt. Ich geb's ja zu. Du hast bewiesen, daß eine arme, eingefleischte Mutter der zwanzigstündigen Arbeitszeit fähig ist, von Tag zu Tag, und mehr leisten kann als der stärkste Mann."

Sie wollte Einwendungen machen, ihn hindern, seine Gedanken zu äußern. Aber er kehrte sich durchaus nicht daran, sondern fuhr fort, in einem schnellen Wechsel von Tadel und Anerkennung.

„Das alles zugegeben, Schwester Marie. Davon will ich kein Jota wegdisputieren. Aber glaubst du wirklich, daß das eine echte Selbstüberwindung ist? Was? Ich glaube das gerade Gegenteil: Du bist eine große Sünderin vor dem Herrn."

Mit gesenktem Haupt hatte sie schließlich zugehört, ohne mehr mit einem Wort einzufallen. Dann, wie erwartet, warf sie sich mit verschränkten Armen über den Tisch und weinte. Die Tragik ihres Lebens wurde ihr plötzlich offenbar.

Der Greis, der jetzt nichts Pastorales an sich hatte, erhob sich, um das Fenster zu schließen. Seine Stimme war voll Teilnahme; es ging ihm sichtlich sehr nahe. Aber er wollte die heimlichen Aergernisse alle loswerden, nichts unterdrücken und auch versuchen, gründlich Wandel zu schaffen. Im Bewußtsein einer gottgefälligen Mission, die er da erfüllte, fuhr er unbeirrt fort:

„Es muß halt doch einmal gesagt sein, Schwester. Hilf Gott, dein Leben war ein einziger, langer, furchtbarer Irrtum. Ich weiß nur nicht, ob du dir nicht auch schon klar bist darüber. Dann müßtest du hingegen begreifen, daß du kein Lob verdienst. Du hast keine geistige — nur physische Kraft bewiesen. Nur weil du zu schwach warst, deinem begehrlichen Kind einen Wunsch zu versagen, nur deshalb hast du ganze Nächte durchwacht. Verstehst du das? Oh, ich sage dir, den Martin trifft die wenigste Schuld an euerem Unglück. Obwohl ich im Sinne habe, scharf mit ihm — — Aber das gehört jetzt nicht hierher. Durch deine Willfährigkeit mußte er so weit kommen, dich als eine bloße Maschine anzusehen. Und so bist du wahrhaftigen Gottes der Sklave deines Kindes geworden."

Im Auf- und Abschreiten fiel sein Blick auf ein Stück Papier am Boden; er hob es auf und hielt zu seinem Leidwesen das Konzertprogramm eines Bierkellers in der Hand. Da übermannte ihn der Zorn.

„Es ist traurig. Lot um Lot hat der Bursch deine Kräfte verjubelt. Als ob das ganz naturgemäß wäre. Während du von einer Ermattung in die andere fällst, geht er unbekümmert dem Vergnügen nach. Und wie sollte er dich lieben können? Denk doch nach. Bilde dir doch nicht ein, daß der eitle Martin Link seine willenlose, verkümmerte Mutter liebt. Er sieht ja nur ein furchtsames Wesen. Vor seiner Genußsucht zitterst du, für ihn darbst und ruinierst du dich in einem Zug. Du hast ihm keine Mutterehre gezeigt. Du bist ihm nur eine anhängliche Dienstmagd gewesen. Deine ungeheueren Opfer haben ebenso ungeheueren Schaden angerichtet."

Eisig kalt drang das ins Mutterherz. Das Weinen hatte aufgehört. Dazu war's ja wirklich viel zu kalt geworden. Frau Link lauschte wie ein furchtsamer Wanderer im nachtschwarzen Walde.

Als der Prediger ihren erstarrten Augen begegnete, ließ er sich in der Gewohnheit zur Litanei neben seinem Stuhl auf ein Knie nieder, stützte die Ellbogen auf den Sitz und sagte leise: „Komm, laß uns beten."

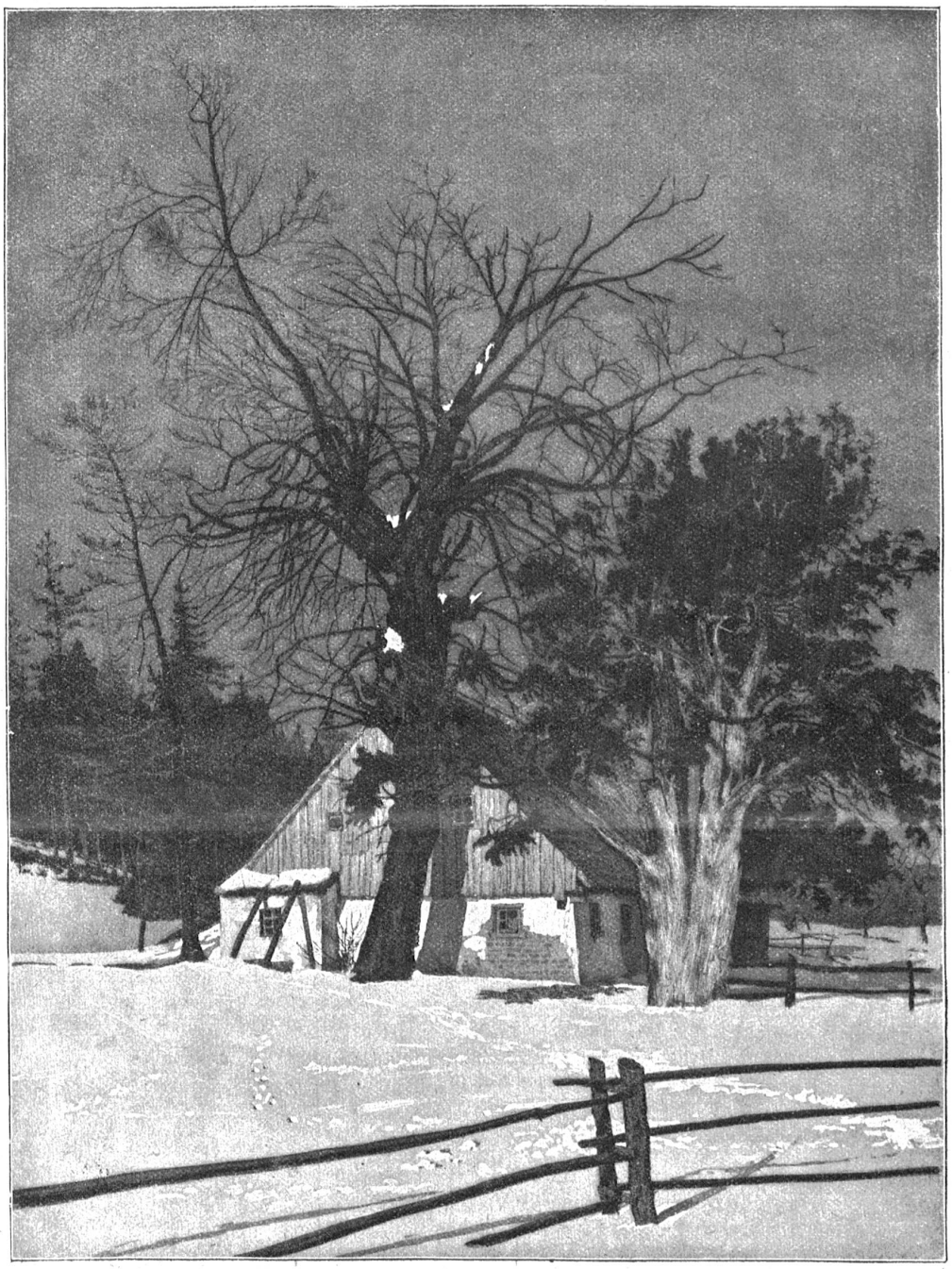
Seine vorige Männlichkeit des Wesens wich einer weibisch verzückten Hingabe. Er extemporierte in der Methodistenweise mühsam, mit gequälten, klagenden Worten ein Gebet. Obwohl er ja an die Allwissenheit seiner Gottheit glaubte, berührte er nachdrücklich mit vielen Wiederholungen jede Schicksalswendung im Leben der beiden Schutzbedürftigen, ihre Fehler und Gebrechen.

„Hilfreicher Heiland", sagte er zum Schluß, „so hast du deine Magd Marie, meine inniggeliebte Schwester in deinem Namen hast du, wie du weißt, durch das Dunkel des

Lebens geführt. Du hast deine strafende Hand auf ihr Haupt gelegt, mein Herr Jesu, auf daß sie sühne den Leichtsinn ihrer Jugend. Das tatest du. Dafür sei dir Lob und Dank gesagt. Ich preise dich. Aber ihr schwaches Herz ist irregeführt, wie du Allwissender ja wohl weißt."

Einige Sekunden war der Prediger in Verlegenheit um einen besonders wirksamen Schluß und schlug die Augen auf. Da fiel sein Blick von innen heraus auf das Programm, das er immer noch krampfhaft in den Händen hielt. Bestürzt las er die verlockende Aufschrift, die mit einem Kranz pausbäckiger Amoretten verziert war: „Walzerabend in der Blauen Grotte." So half ihm denn ein erneuter Zornanfall die Schlußapostrophe finden.

„Ihr Herz ist voll von eiferndem, verderblichem Mutterstolz. Oh, vergib ihr den eiteln, törichten Eifer. Steh uns bei, zu retten den verlorenen Sohn, Herr, du kennst ja die sündentrübe Seele des Jünglings. Erbarme dich seiner wüsten Begierden, lasse dein mildes Himmelsangesicht leuchten auf ihn, auf daß er erkenne die Niedrigkeit seines Wandels. Oh, Herr und Heiland, erhöre unser gemeinsames Gebet. Amen."



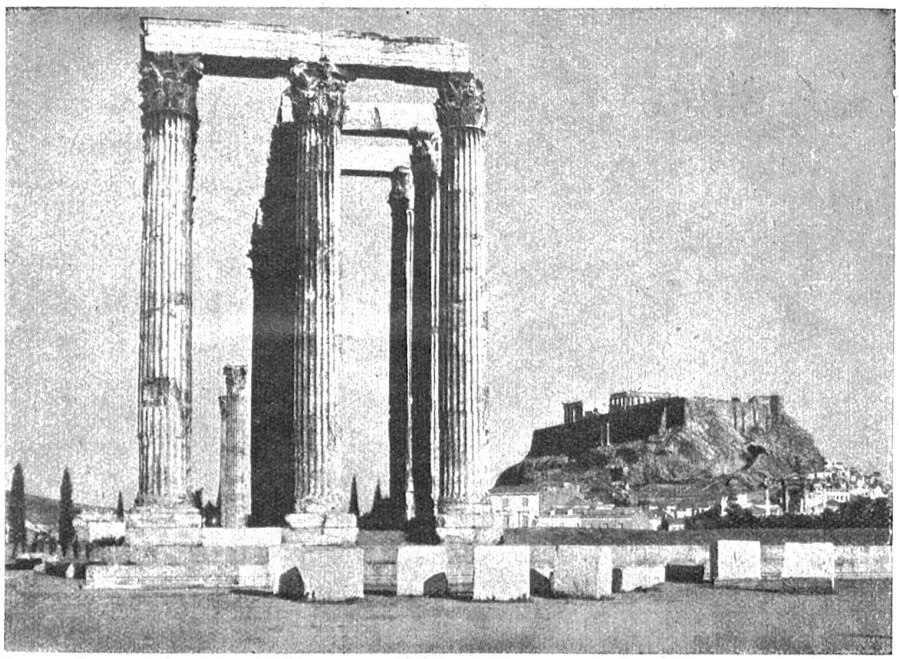
Die alte Eibe. — Nach einer Radierung von Paul Aust.

Aber Schwester Marie war nicht eine Sekunde in den Bann seiner schwärmerischen Worte geraten. Was sie sonst mit mächtigen Schauern erfüllte, klang ihr jetzt schal und belanglos. Sie hatte derweilen mit halbstumpfen Sinnen ganz leise einen der Wandsprüche buchstabiert: „Bis — hier—her — hat — uns — der — Herr — ge—hol—fen."

Herr Gerhard erhob sich verwundert und begann die schwarze Hose mit großer Sorgfalt zu reinigen von einem Staubfleck am Knie, ärgerlich, weil er wieder einmal vergessen hatte, sein Taschentuch unterzulegen.

Ja, warum hatte sie denn heute das übliche Amen nicht mitgesprochen? Und auf die Knie war sie auch nicht gesunken? Sonderbar. Mit einiger Beklemmung wartete er, was sie nun sagen würde. Allein Frau Link stand vom Tische auf und trat ans Fenster.

Weithin erstreckte sich die junge Industriestadt mit ihren endlos scheinenden, schnurgeraden Häuserreihen, nur unterbrochen von höherragenden Schloten, aus denen die Rauchsäulen in Windstille gleich Riesenschlangen hinaufkrochen zur unerklärlich reinen Himmelsbläue. Aus den Fabriktoren wälzte sich eine dunkle Menschenmasse auf alle Straßen. Ungeduldig, von Hunger und Durst getrieben oder geizend um die karge Ruhefrist, strebte jeder seinem Herde zu. Die alten Taglöhner gingen kopfhängerisch, der Gewohnheit sklavisch unterworfen, und machten den Eindruck von schmerzlos gebrochenen Seelen, menschlichen Ruinen. Ihre Augen blickten nicht düster und nicht begehrlich, sondern in jener fahlen Ergebung, aus der jeder Schimmer von Hoffen gewichen ist. Die Jungen dagegen drängten fast alle ungestüm vor-



Olympeion und die Akropolis bei Athen. (Phot. Boissonnas, Genf.)
(Aus „Hellas" von Dr. Hans Bloesch, im Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach bei Zürich.)

wärts, und wenn sie mit festem Griff die schlechtgegürteten Kleider hochrückten oder im Vorbeihasten angestoßen wurden, fühlte man deutlich, daß sie voll Trotz und Widerstand waren.

(Fortsetzung folgt.)

# Hellas.

Wie voll und schön klingt dieser Name! Würdig des alten Griechenland! Hellas wird aber auch das heutige Griechenland genannt; seine Bewohner nennen sich Hellenen.

„Hellas" wurde vor kurzem auch zum Titel eines prächtigen Buches gewählt. Dr. Hans Bloesch, der gelehrte Bibliothekar auf der Berner Stadt- und Hochschulbibliothek, ist sein Verfasser. Als „zugewandter Ort" hat er die Reise mitgemacht, die im Frühjahr 1925 150 Schweizer Lehrer und Lehrerinnen nach Griechenland unternommen haben. Was diese dort gesehen, erlebt und empfunden, hat manche Feder in Bewegung und Begeisterung gesetzt. Auch die „Berner Woche" brachte einen ausführlichen Bericht von G. V. (in den Nummern 21 bis 24). Dr. Hans Bloesch schrieb in den „Bund"; diese Feuilletons sind — wie dem Schreibenden bekannt ist — von vielen Lesern und Leserinnen „herausgezeddelt" worden, zum aufbewahren und gelegentlichen Nachlesen. Aber wie es mit diesen Zeitungsausschnitten geht: Sie geraten in Vergessenheit, und wenn man sie eines Tages gerne zur Hand hätte, so sind sie nicht mehr zu finden. So ist der Gedanke, diese Berichte in Buchform herauszugeben, sehr zu begrüßen. Sie verdienen die bleibendere Form. Sie verdienen aber auch eine über die übliche Buchbesprechung hinausgehende Würdigung.

Ueber den Inhalt des Buches werden wir uns kurz fassen können, sind doch die flott geschriebenen Aufsätze vielen Lesern schon bekannt. Notieren wir bloß, daß uns ihre wiederholte Lektüre reichen Gewinn gebracht hat, dank vor allem auch dem klaren und anschaulichen Stil des Verfassers. Dr. Bloesch hat uns schon wiederholt schöne Reisebücher geschenkt; es sei nur an das immer noch lesenswerte „Mein Rom" erinnert. Wir haben ihn schon in diesem Buch als eigenwilligen Wanderer kennen gelernt, den es immer dorthin zieht, wo die Menge nicht zu finden ist. Auf seiner Fahrt nach Griechenland war er allerdings mehr oder minder an das vorgeschriebene Programm gebunden. Aber wo er konnte, „drückte" er sich mit Gleichgesinnten, um irgend einen Ausflug — wenn möglich zu Fuß! — abseits von der Heerstraße und fern von allem Offiziellen zu unternehmen. Vierzehn Tage nur dauerte die Reise. Nach zweiwöchentlichem Aufenthalt in einem fremden Lande ein Buch zu schreiben, zeugt zwar in der Regel nicht von Bescheidenheit. Aber wir dürfen bei Dr. Bloesch zweierlei nicht vergessen: Ob er wollte oder nicht, die Redaktion des „Bund" hatte ihm kurzerhand die Feder in die Hand gedrückt, wohl wissend, daß etwas Gescheites und Tüchtiges dabei herauskomme. Die vierzehntägige Bekanntschaft des Griechenlandfahrers war im übrigen alles andere als ein flüchtiges Ferienerlebnis. Dank seiner humanistischen Bildung (oder sagen wir hier gegauer: Dank dem unvergeßlichen Griechischlehrer Dr. Finsler) war Dr. Bloesch wie vielleicht wenige seiner Reisegefährten für die Reise vorbereitet. Das wog einige Wochen eines längern Aufenthaltes auf. So vertrauen wir uns denn willig dem kundigen Reisenden an, besuchen mit ihm Athen, Delphi, Olympia, die Stätten der Odyssee, die Insel Delos, das antike Lourdes (das Hieron des Asklepios). Epidauros mit seinem prachtvoll erhaltenen Theater des Polyklet. Wir wandern auf den Schlachtfeldern von Salamis und Marathon. Aegina und Korinth werden ebenso anschaulich geschildert wie das älteste Griechenland mit Tiryns und Mykenae. Zum modernen Griechenland, das wir von der Zeitungslektüre her bald nur noch als das Land der Militärrevolten und Putsche kennen, erhalten wir neue Einstellungen. Wie großzügig und geschickt das schwere Problem der griechischen Flüchtlinge gelöst wird, erweckt Sympathie und Bewunderung für das Land, dessen Bewohner unserer Schweiz so wohl gesinnt sind. Wir lesen unter anderm: „Die Griechen erblicken in der Schweiz den Staat, dem es gelungen ist, während des ganzen Krieges seine Neutralität zu wahren, indessen sie, deren Wille und Wunsch das auch gewesen wäre, mit hinein gezogen wurden und nun in furchtbarer Weise den Krieg und seine Nachwirkungen zu spüren bekommen. So kamen wir kleine Menschlein alle als glückverheißende Boten von der goldenen Friedensinsel und wurden als solche gefeiert, und aus der Studienreise wurde ein Triumphzug, und wo wir hinkamen, flatterte uns unsere heimatliche Fahne entgegen, tausend Kinderhände streckten sich uns dar, und wo wir die Hand reichten als Freunde, da hieß es: nicht Freunde, Brüder! Auch hier der starke Wille, dem Ideal, als das ihnen unser Land vorschwebt, nachzukommen."

Das Buch Dr. Bloeschs hat uns aber nicht nur seines Inhaltes, sondern auch seiner mustergültigen und vorbildlichen Aufmachung wegen ungetrübte Freude bereitet. Es läßt sich so leicht denken, daß diese Aufsätze unter der Hand eines weniger kunstsinnigen und verständigen Verlegers als Dr. Eugen Rentsch in Erlenbach bei Zürich es ist, in einer recht hausbackenen Form hätten herausgegeben werden können. Statt dessen ein vornehm wirkendes, von Künstlerhand entworfenes Gewand, eine herrlich lesbare Schrift und gutes Papier, auf dem die 174 Bilder — von denen wir hier zwei mit der gütigen Erlaubnis des Verlegers wiedergeben können — zur schönsten Wirkung kommen. Das ist Bibliophilie im besten Sinne des Wortes und zwar um so mehr, weil das Buch im Verhältnis zum